



CHRISTIANE FRANKE

# Mord im Watt

KÜSTEN KRIMI

emons: eBook

Christiane Franke, Jahrgang 1963, lebt und schreibt in Wilhelmshaven. Sie ist Dozentin für Kreatives und Krimi-Schreiben im Bereich Erwachsenen- und Jugendbildung. Im Emons Verlag erschienen »Mord ist aller Laster Ende«, »Mord im Watt« und »Mord unter Segeln«.

Mehr unter: [www.christianefranke.de](http://www.christianefranke.de)

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

© 2013 Hermann-Josef Emons Verlag  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlagfoto: Heike Dratwa, Wilhelmshaven  
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch  
eBook-Erstellung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
ISBN 978-3-86358-366-8  
Küsten Krimi  
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie regelmäßig über Neues von emons:  
Kostenlos bestellen unter [www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

## Montag

Der große Raum war dunkel, lediglich die drei Monitoring-Plätze gaben stakkatoartig grün blinkendes Licht ab. Von den davorstehenden Controllern sprach niemand; es war vier Uhr nachts, und alles, was man sich so erzählte, war gesagt. Nicht mehr lange, und sie würden abgelöst. An den Schaltpulten blinkten Leuchtdioden auf und erloschen wieder, die Monitore veränderten sich, doch alles schien in Ordnung, beruhigend, wie immer eben. Es herrschte Ruhe im Herzstück des Raffineriegeländes, der Schaltzentrale, in der alle technischen Vorgänge rund um die Uhr beobachtet wurden. Eine ganz normale Schicht.

Mit einem Mal jedoch starzte Till Lorentzen wie elektrisiert auf seine Bildschirmwand. Blinzelte. Das, was er auf einem der Monitore sah, konnte eigentlich gar nicht wahr sein. »Das gibt's doch nicht«, murmelte er, während er hektisch versuchte, den Vorgang zu stoppen. Schweröl trat aus, wo zu diesem Zeitpunkt kein Schweröl auslaufen durfte. Er blinzelte noch einmal. Das war ein Versehen oder würde sich in wenigen Momenten als solches herausstellen. Sicher war er einem Irrtum aufgesessen, hatte die Daten missverstanden, die vor ihm über den Bildschirm flimmerten.

Doch es tat sich nichts, weder von allein noch durch sein Zutun. Schweißperlen bildeten sich auf seiner Stirn und oberhalb der Lippe, obwohl die Raumtemperatur konstant bei neunzehn Grad blieb. Wie verrückt hämmerte Till auf der Tastatur herum, versuchte es mit jedem ihm bekannten Befehl. Keine Reaktion. Dann, genauso überraschend, wie er aufgetreten war, hörte der Ölaustritt auf. Till zwinkerte. Rieb sich die Nase. Alles war wieder normal. Nichts wies darauf hin, dass er noch vor einem Augenblick Zeuge von etwas geworden war, was er sich in seinen kühnsten Träumen nicht hätte ausmalen können.

»Alles in Ordnung, Till?«, rief sein Kollege Bernd vom anderen Terminal rüber. »Jaja«, gab Till abwesend zurück. Zu sehr war er noch in seiner Irritation gefangen. Er konnte nicht begreifen, was sich da eben abgespielt hatte. Nur durch ein fast zaghafte Blinken einer Diode war er darauf

aufmerksam geworden, dass aus einem Ventil der Löschbrücke Schweröl in die Nordsee floss. Nicht viel, aber es war geflossen. Till schüttelte den Kopf. So etwas durfte nicht passieren. Was war da los gewesen? Das war der Super-GAU! Der Schweiß trat ihm immer noch aus allen Poren. Er wollte Bernd von dem Vorfall berichten und hatte den Mund bereits geöffnet, da überlegte er es sich anders. Jetzt war ja alles wieder in Ordnung. Als sei nichts gewesen. *Gar* nichts. Till schüttelte erneut den Kopf und überprüfte die Messgeräte. Alles ganz normal. Und doch war er sich sicher, keiner Täuschung aufgesessen zu sein. Er hatte gesehen, dass Öl ausgetreten war. Normalerweise hätte er eingreifen können. In diesem Fall nicht. Warum nicht? Er schluckte. Da hatte jemand von außerhalb auf das System zugegriffen und es manipuliert. Denn intern ließ sich nur von seinem Computerterminal aus die Beladung der Tanker mit Schweröl steuern, die anderen Controller überwachten andere Bereiche.

Das schloss einen Fehler seiner Kollegen aus. Und er selbst hatte den Vorgang nur beobachtet, war zu dem Zeitpunkt selbst überhaupt nicht aktiv gewesen. Wie auch. Es lag ja nichts an, weswegen er Schweröl hätte pumpen müssen. Er warf einen Blick auf die Uhr. Zehn Minuten nach vier. Er musste die Wasserschutzpolizei verständigen. Es würde einen sichtbaren Ölteppich geben, der spätestens dann bemerkt würde, wenn die Lotsen am Morgen mit dem Heli zu den Tankern geflogen würden. Doch bis dahin hatte er noch ein paar Stunden. Er entschied sich, zunächst zu schweigen und genau darüber nachzudenken, was passiert war. Vielleicht handelte es sich ja um eine rein visuelle Störung im System? Dann hatte es möglicherweise gar keinen Ölaustritt gegeben.

Was aber war, wenn es den Ölfilm wirklich gab? Dann handelte es sich um eine verdammt gefährliche Sicherheitslücke.

Ohne dass er es registrierte, wanderte Tills linke Hand zum Mund, und er begann, am Daumennagel zu knabbern.

Wenn das wirklich der Fall war, säßen sie auf einem Pulverfass.

\* \* \*

Kriminaloberkommissarin Christine Cordes saß mit einem Becher Kaffee auf ihrem Bett und las die Zeitung. Urlaub. Ganze zwei Wochen lang. Sie hatte das Gefühl, ihn dringend zu brauchen, und ärgerte sich ein wenig darüber, dass ihre innere Uhr sie zur gewohnten Zeit geweckt hatte. Aber egal, sie hätte sowieso um halb acht aufstehen müssen, immerhin wollte sie heute nach Langeoog fahren. Für eine Woche hatte sie sich dort in einem Hotel einquartiert und, da die Wetterprognose vielversprechend war, in ihren kleinen Koffer nur wenige Klamotten gepackt. Laut Routenplaner würde sie fünfundfünfzig Minuten bis Bensersiel brauchen. Die Fähre ging erst um elf Uhr dreißig, aber sie wollte zeitig los, um auf jeden Fall genügend Vorlauf zu haben, wusste sie doch nicht, wie viel Zeit Parken, Ticketkauf und Gepäckabfertigung in Anspruch nehmen würden. Noch war es dunkel, aber Christine hoffte, auf der Fahrt die Küste entlang die ersten Sonnenstrahlen zu sehen.

Das Telefon klingelte. Sie stutzte und warf einen Blick auf die Uhr. Es war zehn Minuten nach sieben.

»Cordes.«

»Max ist da.« Mit diesen wenigen, etwas zögerlich gesprochenen Worten schaffte es Christines Noch-immer-Gatte Frank augenblicklich, ihr die Lust auf den bevorstehenden Urlaub zu nehmen. »Hab gedacht, ich ruf dich als Erstes an.«

Danke schön. So schnell hätte sie es nicht unbedingt wissen müssen.

»Er wurde vor zwei Stunden geboren. Wiegt dreitausendsiebenhundert Gramm und ist dreiundfünfzig Zentimeter groß.«

Und so genau hätte sie es erst recht nicht wissen müssen.

»Jasna ist jetzt mit ihm auf dem Zimmer, ich hab gedacht, ich meld mich schnell bei dir.«

Sie hatte Frank schon wesentlich fester sprechen hören, es war, als sei es ihm mehr als unangenehm, sie anzurufen. Christine fiel auf, dass sie immer noch nichts gesagt hatte. Das gehörte sich nicht. Sie räusperte sich: »Gratuliere.«

»Danke. Ich werd jetzt wieder reingehen. Wie gesagt, wollte mich nur mal eben melden. Irgendwie ...« Frank stockte kurz. »Ich dachte, ich bin es dir

schuldig.«

»In Ordnung. Und ... danke«, quetschte Christine heraus. »Ist vielleicht ganz gut, dass ich es gleich von dir erfahren habe.« Ohne seine Antwort abzuwarten, beendete sie das Gespräch.

\* \* \*

Nach nur einmaligem Klopfen und unter dem missbilligenden Blick von Edith Weber öffnete Till Lorentzen die Tür zum Büro des Sicherheitschefs.

»Entschuldige, dass ich so früh am Morgen bei dir hereinplatze, Erich. Aber es ist verdammt wichtig.«

Ihm fiel auf, dass er unprofessionell und nervös wirkte, aber wie sollte man bitte schön normal wirken, wenn man das erlebt hatte, was er erlebt hatte? Ihm war klar geworden, dass er die Geschäftsleitung ohne weiteren Aufschub über den Vorfall informieren musste. Selbst wenn gar kein Öl ausgetreten war und er nichts beweisen konnte, weil alles zu schnell vonstattengegangen und ihm selbst nur durch einen glücklichen Umstand aufgefallen war – wer sah schon acht Stunden am Stück permanent auf die Monitore?

»Schon gut. Setz dich.« Erich Janssens Stimme klang angespannt und nicht gerade wohlwollend. Till wusste, dass das nichts mit ihm persönlich, sondern mehr mit Janssens Terminkalender zu tun hatte, der immer zum Bersten gefüllt war. Als oberster Sicherheitschef flog er im Auftrag der Raffinerie quer durch die Welt, war gerade erst aus den USA zurückgekommen und litt sicher noch ein wenig unter dem Jetlag. Hinzu kam die enorme Belastung, unter der sein Onkel derzeit stand, denn seit über einem Jahr verharrte die Raffinerie in Warteposition. Es stand auf der Kippe, ob sie wieder anfahren könnten oder ob sie verkauft oder vom jetzigen Betreiber in ein Tanklager umfunktioniert werden würden. Letzteres wäre der schlimmste Fall, das bedeutete den Verlust von vierhundert Arbeitsplätzen. Diejenigen der Zulieferbetriebe nicht mitgerechnet.

Till hatte eine für ihn nicht gerade typische Beharrlichkeit an den Tag legen müssen, um Edith Weber, Janssens Sekretärin, die kurz vor dem Rentenalter stehen musste und den Beinamen »die Eiserne« trug, von der

Dringlichkeit seines Anliegens zu überzeugen. Nun war er zu angespannt, um sich setzen zu können, also wehrte er mit einer Handbewegung ab und blieb vor dem Schreibtisch stehen.

»Es hat einen Ölaustritt gegeben letzte Nacht, Erich. Nicht viel, vielleicht nur eine Minute lang, aber es ist Schweröl in die Nordsee gelangt.«

Janssen sah ihn verständnislos an. »Was?«

Till wiederholte, was er gesagt hatte.

»Wie konnte das geschehen?«, fragte Janssen bestürzt und fuhr wütend fort: »So ein verdammter Mist! Wir können uns keine Negativschlagzeilen erlauben! Gerade jetzt, wo es gilt, einen neuen Investor zu finden. Es geht um Arbeitsplätze, das betrifft die gesamte Region. Verdammt noch mal, wir sind bekannt dafür, absolut sicher zu sein. Was für eine Schlamperei!«

»Es war keine Schlamperei, Erich. Da steckt vielleicht mehr dahinter.« Till sprach mit ernster Stimme. Das Gefühl familiärer Vertrautheit linderte seine Panik, immerhin war Erich Janssen sein Patenonkel. Und der saß hier in der Raffinerie an jenen Machthebeln, an die Till in seiner eigenen Position nicht herankam. An die er auch gar nicht gelangen wollte. Das wäre viel zu viel Verantwortung und sicher nichts für ihn. Till wollte ein gemütliches Leben. Ein Einkommen, von dem er sich auch mal eine kleine Extravaganz leisten konnte, aber Verantwortung im größeren Stil? Nein. Das sollten andere übernehmen, aus diesem Holz war er nicht geschnitzt.

Janssen hatte Tills Bemerkung mit erstaunt erhobenen Augenbrauen zur Kenntnis genommen. »Das musst du mir erklären«, verlangte er.

Wenige Minuten später hatte Till alles berichtet und offenbarte seinem Patenonkel die Ergebnisse seiner Grübeleien. Zunächst die harmloseste Variante. Die bestand seines Erachtens darin, dass es ein technisches Problem gab und er nur deshalb das Ventil nicht hatte schließen können.

»Nehmen wir das einfach mal an. Man muss ja nicht gleich davon ausgehen, dass da irgendwo geschlampt wurde. Unterbrich mich nicht«, sagte Janssen barsch, als Till weitersprechen wollte. Er warf einen Blick auf die Uhr. »Es ist noch früh genug. Ich werde jetzt die Wasserschutzpolizei benachrichtigen, damit die gar nicht erst auf den Gedanken kommen, wir würden nachlässig arbeiten oder etwas vertuschen wollen. Wie gut, dass du

den Vorfall gesehen hast. So können wir aktiv werden und intern nachforschen, was da geschehen ist. Die Softwareabteilung wird den Fehler schon finden. Offiziell geben wir an, es sei menschliches Versagen gewesen. Eine ›kleine Panne‹ halt. Kann mal vorkommen. Darf nicht, aber kann.«

Till hoffte nur, dass die Helikopterpiloten noch nichts gesehen oder gar gemeldet hatten. Denn obwohl eine vergleichsweise geringe Menge ausgelaufen war, würde der Ölteppich bei Tageslicht weit zu sehen sein. Schweröl verdunstete nicht. Es trieb auf dem Wasser, schwarz wie Teer.

Janssen überlegte laut weiter. »Ich gehe mal davon aus, dass die Umweltaktivisten zwar laut schreien werden, dass sich der Schaden in Bezug auf unseren Ruf letztlich aber doch in Grenzen halten wird. Immerhin waren wir bislang für keine Umweltpanne verantwortlich. Und so viel Öl war es ja nun auch nicht. Wir werden uns zerknirscht geben, und in ein paar Tagen hat sich die Lage wieder beruhigt. Wie gesagt: Wir müssen den Schaden begrenzen, gerade jetzt, vor dem Hintergrund, dass wir händeringend einen Investor suchen. Es darf kein negatives Licht auf die Raffinerie fallen. Da sind wir uns doch einig?« Ein strenger Blick traf Till.

»Natürlich«, sagte der. »Deshalb bin ich doch zu dir gekommen.«

Janssen atmete schwer. »Gut.« Er griff zum Telefon und wollte Till damit offensichtlich aus dem Gespräch entlassen. Doch so schnell ließ der sich nicht vertreiben.

»Was, wenn es kein Programmfehler war?«, fragte er, während Janssen die Telefontasten drückte. »Wenn es Sabotage war?«

Janssen ließ den Hörer sinken und lehnte sich in seinem Stuhl zurück. »Das kann nicht sein«, sagte er tonlos zu Till. »Wie kommst du denn auf diese Idee?«

Till nahm nun doch auf der anderen Schreibtischseite Platz, setzte sich auf die äußerste Kante des Besucherstuhles, jeden Muskel angespannt. »Man sollte diesen Gedanken nicht ausschließen. Obwohl mir ein technischer Defekt natürlich lieber wäre. Aber ich habe von meinem Desk aus nicht eingreifen können. Warum nicht? Warum kam ich nicht in die Steuerung?«

»Hör mal, Sabotage. Das ist ein wenig hoch gegriffen, findest du nicht?«, fragte Erich zweifelnd.

»Ja. Nein. Ich glaube ja eigentlich auch nicht daran, aber ich würde es auch nicht ganz ausschließen. Denn immerhin ist ein solcher Störfall in all den Jahren, in denen ich für diesen Bereich verantwortlich bin, noch nicht vorgekommen.«

»Gut. Wir behalten das im Hinterkopf. Erst aber warten wir ab, was die Softwareabteilung dazu sagt.«

Till nickte. Er spürte, wie Erleichterung ihn durchflutete. Sein Patenonkel ging besonnen und systematisch vor. So war es richtig. Er selbst war von Panik gepackt worden, wo Ruhe, Umsicht und nüchternes Vorgehen gefragt war. Es war ein beruhigendes Gefühl, die Verantwortung an Erich abgeben zu können.

»Wer weiß außer dir von der Sache?«, fragte Janssen jetzt.

»Keiner. Ich habe niemandem etwas gesagt. Wollte keine schlafenden Hunde wecken.«

»Gut.« Janssen stand auf. Dabei stieß er an seinen Schreibtisch, sodass die kleinen Wimpel der Raffinerie und mehrerer Service-Clubs zu wackeln begannen. Er trat ans Fenster, die Hände in die Taschen seiner Anzugshose gesteckt, und schwieg. Till akzeptierte das Schweigen, ihm war bewusst, dass das Gedankenräderwerk seines Patenonkels am Rotieren war.

Nach ein paar Minuten drehte Janssen sich wieder zu ihm um. »Wie gesagt: Mach dir keine Gedanken. Wir lassen das System heute noch checken. Und wenn wir die Ursache für diesen Zwischenfall dort nicht finden, werden wir weitere Schritte veranlassen. Es kann nichts passieren, Till. Dank deiner Aufmerksamkeit. Wir haben Verantwortung, tragen und zeigen sie. Das ist immer schon das Markenzeichen unserer Raffinerie gewesen. Und du hast heute dazu beigetragen, dass das Vertrauen in dieses Markenzeichen noch weiter untermauert wird.« Ein Lächeln, in dem Till so etwas wie Stolz auf den Patensohn zu entdecken glaubte, glitt über Janssens Gesicht.

»Danke. Ich bin froh, dass ich mich an dich wenden konnte. Ich halte die Augen offen. Und werde auch die anderen Controller aus meinem Bereich darauf ansetzen.«

»Auf gar keinen Fall!«, wehrte Janssen ab. »Lass das sein! Wir werden die Angelegenheit so lange wir können klein halten und im engsten internen Kreis untersuchen. Aber du kannst eine Kopie des Dienstplanes machen. Und wachsam sein. Beobachte! Mehr nicht.« Er sah Till eindringlich an. »Zu niemandem ein Wort. Hast du verstanden?

Till nickte. Erich hatte recht. Das musste zwischen der Geschäftsleitung und ihm bleiben. Er hatte zwar Wiebke in einer Mail davon erzählt, aber das ging schon klar. Da brauchte er sich keine Gedanken zu machen. Er hatte schon immer alles, was ihn beschäftigte, mit ihr besprochen. Und sie hatte sein Vertrauen nie missbraucht. Aber davon musste er Erich ja nichts erzählen. Besser, der wusste nichts davon.

»Hast du mal darüber nachgedacht, ob sich einer deiner Kollegen in der letzten Zeit auffällig oder anders verhalten hat?«, wollte Janssen unvermittelt wissen.

»Nein. So weit hab ich gar nicht gedacht. Aber auf Anhieb fällt mir da auch nichts ein.«

»Gut. Ein weiterer Grund zur Beruhigung. Lass uns also zunächst davon ausgehen, dass es sich tatsächlich um einen zwar üblichen, aber zu behebenden Softwarefehler handelt.«

Immer noch stand Janssen vor dem Fenster. Im Hintergrund jagten Wolken über den bis vor Kurzem noch gänzlich blauen Frieslandhimmel. Schauspiele wie dieses hatten schon viele Künstler zum Malen frieslandtypischer Bilder veranlasst. In Janssens Büro hingen zwei wunderbare Ölgemälde des Schortenser Malers Heinz Sauermann, der, wie Till wusste, die winzigen Details über lange Jahre mit dem Nagel des kleinen Fingers statt eines Pinsels gemalt hatte. Doch im Gegensatz zu Sauermanns oft vom Frühjahrswind über den Himmel gejagten Wolken schien sich jetzt ein Herbststurm anzukündigen. Über der Landschaft und über der Raffinerie.

»Warten wir den Systemcheck ab. Dann entscheiden wir weiter. Ich werde jetzt die Wasserschutzpolizei informieren, unsere Hilfe anbieten und unser Bedauern über dieses kleine Missgeschick zum Ausdruck bringen.« Ein schwerer Seufzer entwich Janssens Brust. »Drück die Daumen, dass es sich wirklich nur um einen technischen Defekt handelt, Till.«

\* \* \*

»Wir bitten Sie, die Möwen nicht zu füttern, denn Vögel tragen keine Windeln«, witzelte der Bootsführer. Die Lautsprecherdurchsage auf der »Frisia IV« klang blechern, und im Gegensatz zu manchem, der sie zum ersten Mal hörte und dem sie ein Lächeln entlockte, war Christine Cordes heute nicht nach Humor.

Das Telefonat mit Frank hing ihr nach, sie hatte während der Fahrt hierher an nichts anderes gedacht.

Jetzt saß sie an Deck auf einer der orangefarbenen Hartplastikbänke und hielt ihr Gesicht in die Oktobersonne, die erstaunlicherweise immer noch ungeheure Wärme ausstrahlte. Der Sommer war schwül und sehr nass gewesen. Christine konnte sich an keinen Sommer erinnern, der derartig dicke Regentropfen und so viele Hagelkörner gebracht und mit oft über dreißig Grad die Natur fast tropisch hatte wachsen lassen. Genauso oft wie zum Staubsauger hatte sie zum Rasenmäher greifen müssen. Auch die Ligusterhecke war sicher um zwanzig Zentimeter gewachsen. Im letzten Jahr noch hatten Frank und sie gemeinsam im Garten gewerkelt, abends bei einem Glas Wein am Feuerkorb auf der Terrasse gesessen und sich über Gott und die Welt unterhalten. Letztes Jahr noch.

»Mama, sind wir bald daaaa?« Ein kleines, blond bezopftes Mädchen von vielleicht fünf Jahren zupfte an der Jacke seiner Mutter, die dabei war, zwei Tupperdosen im Familienrucksack zu verstauen.

»Gleich. Guck, da vorn liegt Langeoog ja schon.« Die Frau hatte gar nicht aufgeschaut, offensichtlich war die ostfriesische Insel nicht zum ersten Mal ihr Ziel.

»Und dann fahren wir wieder mit der bunten Bimmelbahn?«

»Sicher.« Die Mutter verzurrte den Rucksack und strich ihrer Tochter abwesend über den Schopf.

Christine schaute weg. Ob sie selbst auch manchmal abwesend ihrem Kind gegenüber gewesen wäre, wenn sie und Frank eines gehabt hätten? Bestimmt kam so etwas vor. Zeugte nicht zwingend von mangelnder Mutterliebe.

Verdamm! Verdamm, verdamm, verdamm! Sie wollte Urlaub machen, hatte sich vorgenommen, diese Insel freudig und gut gelaunt für sich zu erobern! Auf gar keinen Fall hatte auf ihrem Urlaubsplanungszettel gestanden: »Hinfahrt: Gedanken darüber machen, wie es wäre, wenn sich dein Kinderwunsch erfüllt hätte.« Scheißkerl. Frank hätte kaum einen schlechteren Zeitpunkt für seinen Anruf wählen können.

Andererseits hatte sie nun eine ganze Woche Zeit, dieses Wissen zu verarbeiten. Es an sich abperlen zu lassen angesichts all des Neuen, was sie auf Langeoog erleben würde. So würde sie trotz dieser Nachricht Gelegenheit haben, sich zu erholen und ausgeglichen wieder in den Alltag einzusteigen. Schlimmer wäre es gewesen, wenn der Anruf ihres Noch-Ehemanns sie auf der Heimfahrt erwischt hätte.

\* \* \*

»Sie haben Post.«

Wiebke Lorentzen öffnete ihren E-Mail-Account und machte sich in Gedanken den sicher einhundertsiebenunddreißigsten Vermerk, diese blöde Benachrichtigung zu deaktivieren. Wie sollte sie sich auf ihren Bürokrat konzentrieren, wenn sie sich jedes Mal wieder – und leider immer äußerst gern – durch E-Mails davon ablenken ließ? Aber es war Oktober, und Touristenandrang gab es in diesem Monat nur kurz, während der Herbstferien, ansonsten bereitete sich Langeoog auf seinen Winterschlaf vor. Also war es okay, ein bisschen Zeit zu vertrödeln, immerhin war die Saison hart und anstrengend genug gewesen.

Wiebke hatte im familieneigenen Teegeschäft unweit des Bahnhofs genügend von dem mitbekommen, was die Niedersachsen, die Bayern, die Meck-Pommer, die Berliner, vor allem aber die Rheinländer loswerden wollten. Selbstverständlich gehörte das Anhören der Nörgelei am zu warmen, zu kalten, zu nassen oder zu windigen Urlaubswetter zu ihrem Job; Stinkstiefel gab es eben in jedem Bundesland. Außerhalb des Ladens war Langeoog aber glücklicherweise groß genug, solchen Meckerern aus dem Weg zu gehen und auf nette Menschen zu stoßen. Und von den ewig Unzufriedenen mal abgesehen, mochte sie ihr kleines Geschäft in Spuckweite

zum Rathaus, dem kleinen Park und dem Hotel »Flörke«, in dessen Gebäude es auch eine kleine Bäckerei gab. Jeden Morgen versorgte sich Wiebke dort mit einem »Strandläufer«: einem aus Kaffee und mit wechselndem Aufschnitt belegten Brötchen bestehenden Angebot zum Festpreis.

Frühmorgens hatte sie meist Schwierigkeiten, in die Puschen zu kommen. Sie stellte den Wecker zeitlich recht knapp, stand mehr als ungern auf, versorgte ihre Katze und duschte (oder umgekehrt), sprang in ihre Klamotten, verzichtete aufs Make-up (denn wen scherte es auf der Insel, wie sie aussah?) und stürmte aus der Wohnung. Ihr Hollandrad stand immer angeschlossen neben dem Hauseingang, und bis sie die Bäckerei gegenüber dem Rathaus erreichte, war sie zumindest so weit wach, dass sie Ronaldo, der so gar keine Ähnlichkeit mit dem gleichnamigen brasilianischen Fußballspieler hatte, in klaren Worten sagen konnte: »Einmal Strandläufer bitte.« Aber eigentlich musste sie das gar nicht mehr sagen, sogar die drei Süßstofftabletten tat Ronaldo inzwischen automatisch dazu. Heute allerdings zeigte der Kaffee nicht die gewünschte »Hallo-wach«-Wirkung, dabei hätte sie es gerade heute dringend gebraucht, wo sie so viel lästigen Bürokrat zu erledigen hatte. Und als hätten sie sich abgesprochen, stellte der Großteil der Touristen Fragen, die man leicht auch im Vorfeld hätte klären können. Wenn sie vor der Anreise mal ins Internet geschaut hätten. Oft kam Wiebke sich vor, als sei ihr Teeladen eine Außenstelle des Fremdenverkehrsamtes. Nur hatte das keine so breit gefächerten Öffnungszeiten. Egal, Wiebke liebte den Kontakt zum Publikum, mochte Touristen jeglicher Couleur und empfand es als Privileg, dort arbeiten zu können, wo andere Urlaub machten. Und da sie sich sowohl um den Verkauf als auch das Büro kümmerte, bot ihr Job auch noch genügend Abwechslung, um ihn gern zu machen.

Sie klickte auf ihren E-Mail-Eingang und lächelte. Till. Wie schön. Der Kontakt zu ihrem Bruder war von jeher sehr eng, eigentlich verging kein Tag, ohne dass sie sich eine E-Mail schickten. Sie telefonierten natürlich auch, was bei Till wegen seines Schichtdienstes allerdings nicht immer so einfach war. Aber Mails konnte man ja zu jeder Tages- und Nachtzeit versenden. Sie wollte die Nachricht gerade öffnen, als ihre Aushilfe Ulla sie

mit den Worten »Wiebke, kannst du mich hier bitte kurz unterstützen?« nach vorn rief.

Mit leichtem Bedauern vertagte sie das Lesen der E-Mail und trat in den Verkaufsraum, wo ihr ein großer Mann mit sichtlich südländischem Einschlag eine Fünfhundert-Gramm-Packung »Langeooger Teezeit« zum Abkassieren reichte und gleichzeitig nach der Möglichkeit fragte, mit einer Pferdekutsche zur Meierei zu gelangen.

\* \* \*

Christine sah aus dem Fenster des pinkfarbenen Waggons, während die Langeooger Inselbahn vom Anleger ins Dorf fuhr. Vorbei an Weiden, Wiesen, am Minigolfplatz und an den Fahnen auf der gegenüberliegenden Seite, die auf einen richtigen Golfplatz hinwiesen. Das wäre etwas für Siebelt, dachte sie spontan, denn ihr Chef verbrachte eine Menge Zeit auf dem heimischen Golfplatz in Mennhausen. Oft schon hatten sie und ihre Kollegen darüber gelacht, wenn er gegen Ende einer Besprechung ein wenig gehetzt auf die Uhr sah. Zusammen mit einem meist hektischen Aufbruch war sein »Ich muss dann jetzt los, hab noch einen Termin außer Haus« in der Polizeiinspektion inzwischen zu einem geflügelten Satz geworden.

Am Flugplatz nebenan hob eine kleine Maschine ab. Augenblicklich hatte Christine Reinhard Meys Stimme im Ohr: »Wind Nordost, Startbahn null drei ... bis hier hör ich die Motoren ...«

Obwohl sie schon immer gern geflogen war und in ihrer Kindheit sonst was darum gegeben hätte, statt mit dem Fahrrad mit einer Boeing 747 zur Schule zu fliegen, hatte sie stets Bedenken hinsichtlich kleiner Flugzeuge gehabt. Nach wie vor stieg sie ohne zu Murren in jede größere Maschine, hatte Langstreckenflüge ebenso wie Kurzstrecken nach Wien, Rom, Mallorca und London hinter sich, aber in solch ein kleines Flugzeug zu steigen löste Panik in ihr aus. Ein einziges Mal war sie bisher mit so einer Cessna oder wie das Flugzeug hieß, geflogen. Sie hatte Höllenängste ausgestanden. Allein die Tatsache, dass sie mit ausgestreckten Armen sowohl die linke als auch die rechte Innenseite des Flugzeuges berühren konnte, ließ ihr Vertrauen in dessen Sicherheit auf ein Minimum schrumpfen. Dennoch – und Gott sei

Dank – hatte sie diesen Flug gesund überstanden. Danach hatte sie sich allerdings geschworen, so etwas nur im äußersten Notfall zu wiederholen. Und dieser Urlaub war Urlaub und kein Notfall, also begann die Fahrt nach Langeoog mit der Fähre ab Bensersiel und der anschließenden Inselbahn.

Der Bahnhof war erreicht, die Waggons hielten. Zusammen mit Christine ergossen sich Massen urlaubswilliger Fahrgäste auf den Bahnsteig und drängten in Richtung der Gepäckcontainer. Christine war froh, nur den kleinen Koffer als Handgepäck mitgenommen zu haben. Sie lächelte, als sie die Pferdekutschen an der Straße warten sah, die Markenzeichen und Touristenattraktion gleichermaßen waren, denn auch Langeoog zählte zu den autofreien Inseln. Heute würde sie aber keine Kutsche in Anspruch nehmen, ihre Unterkunft lag nach Ortsplan nur ein paar Meter weiter. Ein nettes Hotel mit maritimem Flair und Frühstücksbüfett. Was brauchte sie mehr?

\* \* \*

»Hi, Kleine!«, begann Tills Mail, die er am frühen Morgen von seinem iPhone gesendet hatte. Im Laden war jetzt wieder Ruhe eingekehrt, und Wiebke lehnte sich entspannt auf ihrem Bürostuhl zurück. Till schrieb gern längere Mails, war stets recht ausführlich. Sie liebte seine Art zu erzählen.

»Du glaubst nicht, was heute hier los ist. Bin noch ganz konfus und kopflos. Muss das alles erst verkraften und runterfahren. Hab mich nach Schichtende erst mal mit Kaffee und Brötchen in die Kantine gesetzt. Also, pass auf: Wie ich da so an meiner Bildschirmwand sitze, sehe ich ...«

Mit wachsender Irritation las Wiebke die Mail ihres Bruders. Das war ja wirklich unglaublich. Wie gut, dass er sich damit an Erich wenden wollte. Kaum vorstellbar, was hätte geschehen können, wenn Till nicht so aufmerksam gewesen wäre.

Sie schüttelte den Kopf. Bestimmt war die Menschheit schon an mancher Katastrophe nur deshalb knapp vorbeigeschlittert, weil es solche Zufallsentdeckungen gab wie die, die ihr Bruder in der vergangenen Nacht gemacht hatte. Sie nahm sich vor, Till am Abend anzurufen. Vielleicht gab es bis dahin ja auch schon mehr Informationen.

Mitten in ihre Gedanken hinein erklang die Ladentürglocke, und sie musste nach vorn, denn Ulla hatte schon frei.

\* \* \*

Das Zimmer war maritim eingerichtet. Kleine Steuerräder an den Wänden, flankiert von Zierfischen aus Holz. Auf dem kleinen Tisch lag eine mittelblaue Leinendecke, die Bettwäsche in dem ausgeklappten Schrankbett allerdings war blütenweiß. Der Abstand zwischen den vorderen Bettfüßen und der Wand war jedoch so knapp, dass Christine sicher war, sich in der Nacht die Zehen derbe daran zu stoßen. Denn sie musste grundsätzlich einmal nachts zur Toilette. Das Badezimmer war ordentlich und sauber, wenngleich innenliegend, aber da sie es mit niemandem teilen musste, war auch das kein Problem. Sie ließ ihren Koffer neben der Tür stehen, setzte sich auf das Fußende des bezogenen Doppelbettes, ließ sich einfach nach hinten fallen und blickte an die Decke. Der Schmerz, der sie jetzt und sicher auch in den nächsten Tagen immer mal wieder mitten im Bauch erwischte, würde vorbeigehen. Sie würde ihn ignorieren. Ihr Leben fand ohne Frank statt. Nun, nach der Geburt seines Kindes, erst recht. Mit lang vermisster Entschlossenheit erhob sie sich, zog das Handy aus ihrer Handtasche und setzte Franks Handynummer auf die Sperrliste. Ja. Das hätte sie schon längst tun sollen. Ein kurzes, befreites Lachen entfuhr ihr. Sie schnappte sich ihren Koffer, öffnete ihn und begann, sich für die vor ihr liegende Woche häuslich in dieser Unterkunft einzurichten. Obwohl sie Übernachtung mit Frühstück gebucht hatte, holte sie einen Reisewasserkocher aus ihrem Gepäck. Sie liebte es, morgens nach dem Duschen, noch vor dem Anziehen, in Ruhe einen Cappuccino oder einen Tee zu trinken. Bei ihrer Ankunft hatte sie in der Nähe einen Teeladen gesehen, dort würde sie gleich mal vorbeigehen und einen typischen Langeoog-Tee besorgen, mit dem sie den nächsten Morgen auf ihrem Zimmer beginnen könnte.

\* \* \*

Einige Monate vorher

»Es ist die Bauchspeicheldrüse. Tut mir leid. Da kann man nicht viel machen.« Der Arzt machte nicht einmal ein betroffenes Gesicht und war mitsamt seinem Gefolge aus dem Krankenzimmer verschwunden, noch ehe sie genau realisiert hatte, was er gesagt hatte.

Bauchspeicheldrüse.

Schweigend, wie in einen Kokon gehüllt, hob sie die Hand vor den Mund. Eine entsetzliche Leere machte sich in ihr breit, gefolgt von einem lautlosen, aber umso heftigeren jähnen Schrei, den sie erstickte, indem sie in ihre Hand hineinbiss. Sie wollte sich nicht die Blöße geben, gellend durchs Krankenhaus zu schreien.

Bauchspeicheldrüsenkrebs. Das hieß, es blieb ihr nicht einmal ein halbes Jahr. Wie zum Hohn zwitscherten die Vögel vor ihrem Fenster lauter, hatte sie das Gefühl, dass die Sonne für einen Moment heller wurde. Soweit sie wusste, gab es keine Chance auf Heilung. Mit dieser Diagnose trug man das Kreuz schon auf der Stirn. Sie biss in ihren gekrümmten Zeigefinger, Tränen liefen lautlos ihre Wangen hinunter. Ein halbes Jahr. So wenig, dabei hatten sie doch noch so viel vor. Sie schluckte. Wie sollte sie es ihm beibringen?

Durfte sie ihn von seinem Leben, seiner Lebensaufgabe abhalten, indem sie ihm ihre Endlichkeit bewusst machte? Was würden das für Wochen oder Monate werden, wenn sie immer den Tod mit im Bett hatten? Wie würde sich ihr Miteinander verändern? Würde er sich verändern? Und wie würde er nach ihrem Tod darüber denken, wenn er alles, was jetzt sein Leben war, für sie an den Rand schob? Hatte man ihn bis dahin überholt? Wäre er überflüssig? Wie würde sein weiteres Leben verlaufen? Nach ihrem Tod?

Nach ihrem Tod. Er würde weiterleben dürfen, müssen, je nachdem, wie man es betrachtete. Welches Recht hatte sie, sein Leben, das das ihre um Jahre überdauern würde, nachhaltig zu schädigen?

Völlige Gefühllosigkeit übermannte sie. Sie trug Verantwortung. Verdammt noch mal, sie trug Verantwortung für ihn! Das tat sie seit so vielen Jahren, und damit durfte sie doch jetzt nicht aufhören! Er hatte ihr oft schon gesagt, er wisse nicht, wie er ohne sie dorthin gekommen wäre, wo er jetzt war, sie sei seine Stütze. Da durfte sie ihm ihre Kraft doch jetzt nicht nehmen. Nicht, solange sie selbst noch über etwas Kraft verfügte. Ein Ruck

*ging durch ihren Körper. Ihre hanseatische Erziehung brach in ihr durch. Sie war immer schon stark gewesen. Und diese Stärke würde sie aufrechterhalten. Wie lange es auch dauern würde.*

*Die Tür ging auf. Mit einem Lächeln trat er ein, und sie gab sich Mühe, nicht vor ihm zusammenzubrechen. Sei stark, mahnte sie sich.*

*»Hallo, Liebes.« Er gab ihr einen Kuss auf den Mund. »Was haben die Ärzte gesagt?« Er wies auf die gepackte Reisetasche, die neben ihr auf dem Bett stand. »Du darfst heim?« Freude machte sich auf seinem Gesicht breit.*

*»Ja, es ist nur eine Kleinigkeit, ein Muskel, der vom vegetativen Nervensystem gestört wird. Sonst ist alles in Ordnung.« Bemüht lächelnd streichelte sie sein Gesicht, ließ ihn die Tasche tragen, und gemeinsam verließen sie das Krankenhaus.*

\* \* \*

Die Glocke über der Ladentür erinnerte Christine an ihren Urlaub in Thailand. Auch dort verkündeten allerorts kleine Klangspiele ein melodisches Willkommen. Natürlich konnte man das Phuket von vor fünfundzwanzig Jahren nicht mal ansatzweise mit dem heutigen Langeoog vergleichen, aber immerhin, beides war Urlaub, und die Klangspiele damals und heute vermittelten ihr ein angenehmes Gefühl. Was wollte man mehr?

Als sie den Laden betrat, war niemand zu sehen, doch fast augenblicklich erschien hinter einem dunkelblauen Vorhang eine große, fast knabenhafte gebaute Frau mit kurzen Haaren, deren Farbton an das Fell eines Rehkitzes erinnerte. Über einem weißen T-Shirt mit Knopfleiste trug sie eine Latzhose, und hätte man Christine erzählt, dass sie ihr freiwilliges ökologisches Jahr auf der Insel machte, hätte es sie nicht verwundert. Im Teeladen hätte sie allerdings etwas Maritimeres erwartet, selbst wenn die Latzhose blau war.

»Moin. Was kann ich für Sie tun?« Die Stimme der Latzhosenträgerin war sympathisch. Christine lächelte.

»Eigentlich gucke ich nur. Na ja. Nein. Ich brauche einen schönen Tee, ich habe zwar meinen Reisewasserkocher und die Teefilter ins Gepäck gepackt, aber den Tee vergessen. Und ein Morgen auf der Insel ohne Tee ...«

»... geht gar nicht«, komplettierte die Latzhosenträgerin Christines Satz.

»Genau. Also, was empfehlen Sie mir?«

Während der nächsten halben Stunde Teeverkostens und Teeriechens kredenzte die Latzhosenträgerin, die Wiebke hieß, auch einen herrlichen Rooibos-Zitronen-Tee. Heiß auf Eiswürfel gegossen wurde er zu einem Eistee, den Christine in dieser Art noch nie genossen hatte.

Wiebke lachte über Christines Verwunderung. »Na, hören Sie, wenn Sie aus Wilhelmshaven kommen, müssten Sie diese Art der Eistee-Zubereitung doch kennen. Ich hab mir das vom Teepalast in der NordseePassage abgeguckt.«

»Dann werde ich denen das nächste Mal, wenn ich dort bin, erzählen, dass ich hier diesen tollen Tee gekostet habe; ich bin dort nämlich Stammkunde. Aber irgendwie ist die Eisteevariante wohl an mir vorbeigegangen.«

»Na, zumindest hatte das den Vorteil, dass ich Ihnen etwas Neues zeigen konnte, wo Sie sich ja wirklich auskennen.«

Obwohl zwischendurch der eine oder andere Kunde den Laden betrat, floss das Gespräch zwischen Wiebke und Christine weiterhin offen und nett. Am Ende verließ Christine den Laden mit einer reichlichen Auswahl an Teesorten.

\* \* \*

Die Gesichter der anderen Teilnehmer der Videokonferenz zeigten die gleiche Bestürzung, die Till empfunden hatte. Er saß neben Erich Janssen und betrachtete ihn. Wie immer war sein Onkel souverän und vermittelte den Eindruck, die Lage im Griff zu haben. Aber es ließ sich nicht verleugnen, dass die Situation brisant war. Auch die anderen beiden am Tisch sitzenden Männer standen sichtlich unter Strom. Kenneth Olsen, der für den innerbetrieblichen Ablauf zuständig war, schrieb ständig irgendwelche Dinge auf den vor ihm liegenden Block. Till sah förmlich, wie er im Geiste sämtliche Mitarbeiter durchging, die in der Lage und fähig gewesen sein könnten, das System zu manipulieren. Denn der durchgeführte Systemcheck hatte ebenso wie betriebsinterne Überprüfungen ergeben: Es war alles in Ordnung. Es gab keinen Hinweis darauf, dass sich die Software zwischendurch einfach mal »aufgehängt« hatte und es deshalb zu der Panne

gekommen war. Der Eindruck, dass jemand ganz gezielt und überaus geschickt manipuliert hatte, verdichtete sich.

Wie bei einem Verhör hatte Till sich vorhin gefühlt, als er von Martin Weinberg, dem Geschäftsführer der Raffinerie, in Gegenwart aller Anwesenden und der Videokonferenz-Teilnehmer ausführlich zu dem Vorfall befragt worden war. Jedes Detail hatte Till in seinem haarsträubenden, aber doch wohl irgendwie verständlichen Englisch berichtet: sein Stutzen, als er den Ölaustritt bemerkte, seine Versuche, das Ventil zu schließen, und schließlich seine Panik, als ihm klar wurde, dass er keinen Einfluss auf dieses vermaledeite Ventil nehmen konnte. Dann der Moment, als sich das Ventil schloss. Die Erleichterung. Und das riesengroße Fragezeichen, was zur Hölle da geschehen sein mochte. Denn seltsamerweise gab es in den automatischen Computeraufzeichnungen nichts, was belegte, dass Till keinen Hirngespinsten aufgesessen war. Nur den Ölteppich hatte es als sichtbaren Beweis gegeben. So hatte er sich an eine mittelalterliche Inquisition erinnert gefühlt, als er wieder und wieder schildern musste, was geschehen war.

Inzwischen hatte er alles, was er zu sagen hatte, bestimmt fünf Mal wiederholt und versuchte dem zu folgen, was die anderen sagten. Das war gar nicht so einfach, denn besonders viel verstand er nicht von dem, was gesagt wurde, da alles auf Englisch stattfand. Auch wenn er die Sprache im Bereich seiner technischen Aufgaben durchaus beherrschte, überforderte ihn normale Konversationsgeschwindigkeit eindeutig. Darüber war er sich klar, und das war ihm an sich auch völlig egal. Jetzt aber wünschte er sich, in dieser Sprache mehr zu Hause zu sein. Momentan jedoch blieb ihm nichts weiter übrig, als sich aus den Brocken dessen, was er verstand, und den Mienen der anderen, aber auch am Tonfall der jeweiligen Redner einen Reim zu machen.

Es beschlich ihn ein Gedanke: Was wäre, wenn man ihm keinen Glauben schenkte? Wenn man es doch für Schlamperei hielt? Für *seine* Schlamperei?

Aufmerksam und argwöhnisch betrachtete er die anderen. Bislang hatte er sich in der Raffinerie wie in einer Familie gefühlt. Zwar gab es auch hier Menschen, mit denen er besser, und andere, mit denen er nicht so gut

auskam, aber so war das Leben halt. Jetzt versuchte er herauszufinden, welche Haltung sich hinter den Gesichtern verbarg. Wie sie zu ihm standen. Er spürte, dass sich vor allem Irritation unter ihnen breitmachte. Auch er fühlte sich angesteckt von der Besorgnis, die immer größer zu werden schien. Aber das konnte doch nicht das Ende ihres Lateins sein! Wo bitte blieb die plausible und einleuchtende Erklärung für den Vorfall? Wieder zweifelte er an sich. War er übermüdet gewesen? Hatte er einen Fehler gemacht? Sich alles eingeredet, um die Schuld von sich zu weisen? Litt er an einer Krankheit, die sein Gedächtnis aussetzen ließ oder es mit falschen Informationen versorgte?

Er schreckte aus seinen Gedanken hoch, als die Stimme des Krisenmanagers der Mutterfirma aus den USA deutliche Worte fand, die auch Till verstand. »*Okay. There's no other possibility. So first you have to find the mole.*«

Augenblicklich saß Till aufrecht im Stuhl.

Das, was er gerade noch angezweifelt hatte, schien auf der anderen Seite des großen Teiches als Tatsache festzustehen. Ein Maulwurf unter den Kollegen, einer, der gegen die anderen arbeitete. Till war fassungslos. Er war seit so vielen Jahren hier. Kanne seine Kollegen, auch die der Fremdfirmen. Man war doch ein Team, zog an einem Strang! Gleich darauf war ihm klar: Er würde der Sache selbst auf den Grund gehen. Er würde herausfinden, wer das System manipuliert haben könnte. Immerhin war der Kreis derer, die dazu in der Lage waren, überschaubar.

\* \* \*

»Na, vermisst du Christine schon?« Nieksteit streckte gegen Mittag seinen Struwwelpeterkopf in das Büro von Kriminaloberkommissarin Oda Wagner. »Ich hab gedacht, wo sie im Urlaub ist, könnte es dich vielleicht nach Gesellschaft gelüsten, nach männlicher obendrein. Kommst du gleich mit auf 'nen Kaffee und ein Brötchen? Oder bist du mit Jürgen verabredet und hast keine Zeit für einen einsamen Kollegen?«

»Doch, klar. In zwanzig Minuten?« Oda war froh über die Ablenkung, sie hasste den Papierkram, der seit einigen Jahren immer mehr und aufwendiger

wurde. Wenn das so weiterginge, hätten sie bald kaum noch Zeit, sich um ihre eigentliche Arbeit zu kümmern, sondern wären nur noch mit dem Ausfüllen von Formularen beschäftigt. »Was schwebt dir denn vor?«

Nieksteit schob seinen schmalen Körper in ihr kleines Büro. »Och, ist ja heute ein traumhafter Herbsttag. Ich hab gedacht, wir könnten zum ›Havencafé‹ spazieren und draußen in der Sonne sitzen. Von wegen Rauchen und so.« Er grinste sein übliches Pumucklgrinsen.

Oda griente zurück. Auch sie gehörte zur aussterbenden Gattung der Raucher. Zwar qualmte sie längst nicht so viel wie ihr Kollege, aber so ab und zu brauchte sie eine Zigarette. Zur Entspannung, redete sie sich ein. Dabei wusste sie, sie sollte aufhören. Allein schon, weil Jürgen Nichtraucher war und er ihr mehrmals auf spöttische Art gesagt hatte, er würde an den Abenden, an denen sie nicht zusammen waren, einfach am Aschenbecher riechen, und schon hätte er das Gefühl, sie wäre da. Natürlich gab sie ihm dann einen Stupser und nannte ihn einen Frechdachs, aber dieser Satz nagte doch ein wenig an ihr. Dabei bemühte sie sich wirklich, das Rauchen zu lassen, wenn sie den Abend und die Nacht zusammen verbrachten. Ganz aber gelang ihr das leider nicht.

Im Winter, nahm sie sich jetzt vor, im Winter werde ich aufhören. Wenn ich drinnen nirgends mehr rauchen darf und es draußen zu kalt ist. Das wird mein Weihnachtsgeschenk an Jürgen sein. Prompt stieg ihre Stimmung um ein Vielfaches, hatte sie die erste Hürde doch schon gemeistert. Innerlich natürlich zunächst, aber immerhin.

»Ich mach das hier noch eben fertig und komm dann rüber zu dir. Will Lemke auch mit?«

»Nö.« Nieksteit schüttelte den Kopf. »Der hat sich an irgendwas festgebissen und meint, er kann nicht weg. Kennst ihn ja.«

Oda schmunzelte. Lemke war der Pedant in ihrer Abteilung, kam gleich nach – oder ... nein, eigentlich noch vor Christine in seiner Art, allen Dingen auf den Grund zu gehen und nicht lockerzulassen. Eine Art Bullterrier. Dabei wirkte er rein äußerlich eher wie »Schwiegermutter's Liebling« mit seiner gescheitelten Frisur und den College-Schuhen, die ja so langsam wieder in Mode kamen.

»Also nur wir zwei?«, fragte sie.

»Yes, darling. Only wir zwei.«

»Du solltest an deinem Englisch arbeiten«, feixte Oda und machte mit der Hand »Verschwinde«-Zeichen. »Und nun hau ab, ich komm, wenn ich hier fertig bin.«

»Also, à bientôt.« Mit einem Zwinkern überließ Nieksteit Oda wieder ihrem Papierkram.

\* \* \*

»Das hätte nicht passieren dürfen.«

Michael Winter in dieser Situation ungehalten zu nennen wäre völlig untertrieben. Er schäumte vor Wut über so viel Dilettantismus.

»Wie konnten Sie so unvorsichtig sein?«

Es hatte ihn angesichts dieser Nachricht nicht in seinem Sessel gehalten, er war aufgesprungen und lief, den schnurlosen Telefonhörer in der Hand, wie ein Tiger im Käfig vor dem großen Fenster seines Münchener Büros auf und ab. Den herrlichen Blick in den Innenhof, der mit Bäumen und Pflanzkübeln so begrünt war, dass man fast das Gefühl hatte, man würde in einen Garten blicken und nicht nur auf eine sechzig Quadratmeter große Steinfläche, genoss er entgegen seiner sonstigen Gepflogenheit nicht. Selbst die junge Frau in erfreulich kurzem Rock, die sich gerade auf einem der Sitzmöbel aus geflochtenem Irgendwas auf eine durchaus erotisch zu nennende Weise niederließ, konnte seine Wut nicht zügeln. Er beobachtete sie und ihre wesentlich unattraktivere Begleitung, aber das war Routine und hatte ausnahmsweise nicht wirklich etwas mit den beiden Frauen zu tun. Unter anderen Voraussetzungen, an anderen Tagen hätte er der Minirockträgerin zu gern beim Schlürfen ihres Caffè Latte zugesehen. Nur kurz kam ihm in den Sinn, dass sie neu in diesem Büroblock sein musste. Er hatte sie noch nie gesehen, denn er wusste: Diese Frau hätte er nicht vergessen. Diese Frau hätte er inzwischen längst schon im Bett gehabt. Doch jetzt war kein Augenblick für seinen Jagdinstinkt, zu viel stand auf dem Spiel.

Mit einem unbewussten Seufzer wandte er sich vom Anblick ihrer wunderschönen langen Beine ab und konzentrierte sich auf das Telefonat. Es

war zu wichtig, als dass er sich davon ablenken lassen durfte. Doch es würden auch wieder andere Zeiten kommen. Er machte sich eine Notiz auf seiner imaginären Jagdliste und setzte die Minirockträgerin ganz nach oben.

»Ich habe doch nicht ahnen können, dass jemand in dieser einen Minute so genau hinschaut«, erwiderte der Mann am anderen Ende der Leitung trotzig. »Es stand achtundneunzig zu zwei, dass das bemerkt würde. Die Gefahr war wirklich minimal. Eine Minute habe ich gebraucht, um zu überprüfen, ob mein System auch wirklich funktioniert. Ich bitte Sie, was ist eine Minute? Ich hätte ja schlecht meine Kollegen oder sonst wen um Hilfe bitten können.

Zudem hatte ich mit vier Uhr morgens eine Zeit ausgesucht, in der die Aufmerksamkeit gemeinhin nicht so groß ist. Ich habe dafür gesorgt, dass es keine Aufzeichnungen gibt, und der Wetterbericht hatte eine starke Strömung vorhergesagt, sodass die Öllache uns eigentlich gar nicht so einfach zuzuordnen gewesen wäre. Das hat auch Zeit und vor allem Nerven gekostet. Was glauben Sie denn?

Es war schlicht ein unglücklicher Zufall, dass es entdeckt wurde. Glauben Sie mir. Sie sitzen da hoch und trocken und haben keine Ahnung, wie es hier vor Ort zugeht. Sie ordnen nur an, erwarten, dass alles so läuft, wie Sie es sich am grünen Tisch ausgerechnet haben. Mit den Kollegen hier muss ich, nicht Sie klarkommen!« Ablehnung schwang in der Stimme seines Telefonpartners mit.

Oh ja, Winter wusste, dass der andere ihn verachtete. Klar, er selbst würde das sicher genauso sehen. Aber hier ging es um die große Sache, da hatte man sich unterzuordnen, um dem Ziel näher zu kommen. Und das, was geschehen war, war nicht ohne. Nun mussten sie hoffen, dass dieser von seinem V-Mann vermasselte Eingriff, der ja im Grunde bestätigt hatte, dass es möglich war, die Raffinerie von außen zu beeinflussen, dass dieser Versuch vonseiten der Raffinerie zunächst heruntergespielt und offiziell als kleine Panne dargestellt wurde. Denn kleine Pannen waren zwar ärgerlich, jedoch nicht weiter schlimm. Winter verfügte über einen ausgiebigen Stab von Leuten, die nur dazu da waren, solche Dinge wieder auszubügeln. Natürlich würde das auch in diesem Fall gelingen. Man durfte nicht zulassen,

dass aus einer kleinen Panne eine große wurde, die die Erreichung des ganz großen Ziels ins Wanken brächte. Dazu hatten sie zu viel Zeit und Geld investiert. Darum musste er jetzt seinen Gesprächspartner wieder auf die richtige Spur kriegen. Der wirkte nervös, was dem Ganzen nicht zuträglich war. Er sollte die Ruhe selbst sein, deswegen war er aus der Reihe der möglichen Kandidaten ausgewählt worden. Dass er jetzt zu straucheln begann, gefiel Winter gar nicht. Er versuchte, die sachliche Ebene wiederherzustellen.

»Schauen wir also, wie wir der Sache so wenig Bedeutung wie möglich beimessen können. Wie groß ist Lorentzens Glaubwürdigkeit innerhalb des Betriebes?«

»Er arbeitet seit vielen Jahren in der Raffinerie. Ist ehrlich, zuverlässig und akkurat. Keine Techtelmechtel mit Kolleginnen, keine Besäufnisse auf Betriebsfesten, er hält sich aus allem raus, will in nichts hineingezogen werden.«

»Ein reines Arbeitstier? Das gibt es in der heutigen Zeit doch gar nicht mehr«, zweifelte Winter. »Irgendwo muss man auch bei ihm ansetzen können. Seine Glaubwürdigkeit ins Wanken bringen.«

Er überlegte angestrengt. »Verdammtd!«, fluchte er dann, und die Wut brach wieder durch. »Das war ein riesiger Fehler! Wir sind noch nicht so weit. Sehen Sie zu, wie Sie das Problem aus der Welt schaffen. Man muss Zweifel an dem bekommen, was Lorentzen erzählt. Schieben Sie ihm irgendetwas unter, egal was. Streuen Sie das Gerücht, dass er seit Jahren ein Verhältnis mit einem minderjährigen Jungen hat. Oder mit seinem Hund schläft. Oder an einem Frauenhändlerring beteiligt ist. Irgendetwas.«

Sein Gesprächspartner widersprach vehement. »Das glaubt kein Mensch. Vor allem nicht jetzt, nachdem er den Fehler entdeckt hat. Das riecht ja meilenweit gegen den Wind. Da wird er sicher mit nichts mehr hinter dem Berg halten und alles in der Belegschaft herumerzählen. Er wird nicht an seinem Image kratzen lassen. Ganz bestimmt nicht.«

»Meine Güte, strengen Sie Ihr Hirn an, Mann!« Winter merkte, dass er anfing zu kochen. Er hasste es, mit Dilettanten zu tun zu haben. »Es geht hier nicht um Kinkerlitzchen, weder auf unserer noch auf Ihrer Seite, falls

Sie es vergessen haben sollten. Wohingegen *wir* es sicherlich verkraften könnten, wenn aus dieser Sache nichts wird. Wir können uns einen anderen Weg suchen, um zum Ziel zu gelangen. Das kostet uns lediglich Zeit, was zwar ärgerlich wäre, und natürlich Geld, was kein Problem darstellt. Bei Ihnen, mein Lieber, sieht das aber ja wohl gänzlich anders aus. Sie haben weder das eine noch das andere in ausreichendem Maße. Überlegen Sie sich also gut, was Sie tun. Und überlegen Sie sich auch, was passiert, wenn wir Ihnen unsere Unterstützung entziehen.«

Nach dieser Drohung veränderte sich das Schweigen in der Leitung. Winter merkte, dass es in dem anderen arbeitete. »Was ist los? Reden Sie schon, Mann!«

»Ich hab überlegt, ob man Lorentzen vielleicht eine Art Deal anbieten könnte«, kam es etwas zögerlich. »Vielleicht kann man sich ja vorsichtig an ihn herantasten und ausfindig machen, was sein größter Wunsch ist? Dessen Erfüllung man ihm anbieten könnte?«

Spontan brach ein Lachen aus Winter heraus. »Wunderbar, Mann. Da sind Sie ja voll auf unserer Spur! Das ist eine hervorragende Idee! Machen Sie das. Treten Sie an Lorentzen heran und kriegen Sie heraus, wonach es ihn verlangt. Am besten heute noch. Geben Sie ihm durch die Blume zu verstehen, dass Sie in der Lage sind, dafür zu sorgen, dass seine Träume Realität werden. Lassen Sie von sich hören, wenn Sie Erfolg hatten.« Er legte ohne ein weiteres Wort auf.

Erleichtert darüber, einen gangbaren Weg der Problemlösung gefunden zu haben, warf er einen intensiven Blick in den Innenhof, wo die Minirockträgerin sich immer noch in der wärmenden Oktobersonne rekkelte. Er wünschte, sie würde jetzt, wie damals Sharon Stone in »Basic Instinct«, die Beine so langsam übereinanderschlagen, dass er genau sehen konnte, was und ob sie überhaupt etwas unter dem Röckchen trug. Er beschloss, hinunterzugehen.

\* \* \*

Wiebke hatte die Bestellungen per E-Mail an die Großhändler verschickt und war nun dabei, die lästigen Papierrechnungen in die entsprechenden Ordner

zu verfrachten. Das war absolut nicht ihr Ding, Bürokram lag ihr überhaupt nicht. Am liebsten hätte sie selbst Teesorten entwickelt, wäre durch die Welt geflogen, um irgendwo neue Ceylon-, Assam- oder sonst was für Teesorten zu prüfen, einzukaufen und dann mit anderen Dingen zu neuen Geschmackskompositionen zu verweben. Nach dem Abi hatte sie ein halbes Jahr auf einer Teeplantage in China gearbeitet, das war eine unvergessliche Zeit, die sie eine Menge gelehrt hatte, vor allem aber Demut darüber, wie sie hier leben durfte. Darum grämte sie sich auch nicht allzu sehr über die lästigen Aufgaben im Büro, denn die Gespräche mit den Kunden, die ja nach Langeoog kamen, um hier die schönsten Tage ihres Jahres zu verbringen, waren für Wiebke im Großen und Ganzen ein Grund zur Freude. So wie das Gespräch heute Morgen mit der Frau aus Wilhelmshaven. Da war gleich etwas mitgeschwungen, das musste positive Energie sein, denn es passierte Wiebke selten, dass sie sich derart lange mit Kunden unterhielt. Dieses Gespräch hatte sie noch dazu in vollen Zügen genossen und sich sogar diebisch gefreut, als die Rede auf China, Thailand und Hongkong kam. Sie hätten noch viel länger klönen können, ohne dass es ihnen langweilig würde, hatten beide festgestellt, und Wiebke hatte der Kundin erzählt, dass sie abends gern ins »In't Dörp« in der Barkhausenstraße ging. Das wollte sie heute Abend wieder tun, und sie würde sich wirklich freuen, sie dort zu treffen.

So. Die letzte Rechnung des Energieversorgers war abgeheftet; erstaunlicherweise hatte sie ein klitzekleines bisschen weniger verbraucht als im letzten Jahr. Wiebke schnaubte zufrieden durch die Nase und ließ den Kopf im Nacken kreisen, denn sie hatte das Gefühl, etwas verspannt zu sein. Sorgfältig schloss sie das Schubfach mit der Ladenkasse. Die Tageseinnahmen hatte sie, wie jeden Abend, in den Nachttresor der gegenüberliegenden Sparkasse geworfen, lediglich das Wechselgeld behielt sie hier, aber das war nichts, was Diebe reizen könnte. Überhaupt waren Diebstähle und größere Delikte auf Langeoog eher selten, weil man im Notfall sowohl Hafen als auch Flughafen schnell schließen konnte. Verbrechen waren hier auf der Insel nicht so leicht auszuüben wie auf dem